

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 12. Juni 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 42.

## Zufriedenheit.

Zufriedenheit ist gleich dem Wohlgefühl. Des Wanders in des jungen Morgens Kühle. Wenn in der blauen Luft die Lerche schwebt, Indeß ihr Strahlenangestrich die Sonne. Die Freundin allgemeiner Lebenswonne. Ueber der Berge roße Gipfel hebt. O, wahr die in der Brust so zauerliche, So wonnethmend morgendliche Frische. Die, wie der Thau die Blum', erquickt das Herz; Dem Blicke des zufried'nen Sinns allein. Zeigt sich die Welt in immer jungem Scheine, Und nie geht seine Sonne niederwärts!

## Ueber schimmernde Dächer.

Stizze von Anna M o t h e.

Ueber schimmernde Dächer Weht des Mondes Hand, Spann't Brücken aus silbernen Perlen Weithin über schlafendes Land. Ueber schimmernde Dächer, Lächelt das Morgenroth, Und erst, mit gesenkter Sichel, Schreitet durch's Frühlicht — der Tod!

Ganz im Norden von Berlin, wo die Berg- und Ackerstraße sich kreuzen, liegt inmitten eines großen Häusergebietes eine freundliche Oase. Das ist der Sophientischhof.

Da sitzen zur Frühjahrszeit die Nachtigallen, und der Flieder duftet. Lise Miller, die kleine Näherin, öffnet dann die Fenster ihrer Nachtkammer weit, und wenn der Abend kommt, wenn Alles so still und feierlich ist und nur von fern her das Brausen und Getriebe der großen Stadt heraufklingt, dann sitzt Lise und träumt. Das Abendlicht gleitet dann mit silbernem Licht über das große, weite Häusermeer, und da unten auf dem Kirchhof tropft es gar wie eine silberne Fluth von Baum und Strauch.

Am Tage hat Lise keine Zeit zu nutzlosen Träumereien, aber am Abend, dann atmet sie wohligh den Duft der Linden, mit denen sich scheu der Duft der Rosen des Kirchhofs mischt. Zuweilen kommt auch Lises blauer Nachbar mit seiner Geige zu ihr auf ein Stündlein herüber.

Dann gleiten süße Töne durch die Sommernacht und über die blinkenden Dächer im Mondlicht. Gerhards Schneider ist Schullehrer. Am liebsten hätte er das Konservatorium besucht, um dann hinaus ziehen zu können als Jünger der Kunst, die ihm bisher Lebensinhalt gewesen. Aber das durfte nicht sein. Daheim im Dorf saßen seine arme Mutter und vier hungrige Geschwister. Die hofften auf ihn; da hieß es, die Hände tüben.

Lise Miller war eine Waise. Vater und Mutter schliefen lange auf dem alten Sophientischhof, und Lise war ganz allein.

Lise nähte für Geld. Erst war sie in die Fabrik gegangen. Aber der Ton, der dort herrschte, war ein so anderer, als sie ihn von Vater und Mutter kannte, daß Lise leicht zusammenkauerte, wenn sie nur daran dachte.

Lise Miller ging dann in die Häuser der Reichen. Sie nähte für die vornehmen Damen schöne Kleider aus duftigen Stoffen, und da Lise ihre Sache verstand, waren die Damen freundlich und gütig zu ihr.

Da blühte bei der kräftigen Kost die Lise nun hatte, das Mädchen auf wie ein Maienträublein. Die Wangen rundeten sich und die Augen strahlten, und das glänzende Blondhaar ringelte sich in weichen Locken um die weiße Stirn.

Gerhard Schneider sah es voll Entzücken. Was war alle Mißthat des Lebens, wenn es ihm gelang, dieses Edelweiss zu pflücken! Ganz heimlich sparte und darbt er, um ein paar Groschen zu erübrigen, die das Stammkapital werden sollten zum künftigen Neßbau.

Ganz heimlich schrieb er an einem dicken Buch. Wenn er einen Verleger fand, was er natürlich hoffte, dann würde er bald ein wohlhabender Mann sein.

Lises Schönheit aber hatte nicht nur ihn, sondern auch Andere entzückt.

Der Mann der vornehmen Dame in deren Hause Lise jede Woche einige Tage nähte, hatte sie zufällig gesehen und sie begehrtswerth gefunden. Lise war ihm zuerst immer geschickt ausgewichen, eines Tages aber hatte er sie im Vorübergehen umarmt, ohne

daß es Lise hindern konnte. Die Gattin des Frechen war hinzugekommen, und ohne Lise auch nur anzuhören, hatte sie die sonst so gütige Frau mit Schimpf und Schande aus dem Hause gewiesen.

Da war eine grenzenlose Bitterkeit über Lise Miller gekommen. Was nützte es, daß sie ehrlich war? Wurde sie nicht wie eine Verbrecherin gerichtet? Niemand fragte nach der Wahrheit.

Da nützte es nicht viel, wenn der Schullehrer des Abends kam und die Geige klingen ließ. Die Sehnsucht nach Glück, der ungebändigte Drang nach des Lebens Fülle wurde nur noch stärker in dem jungen, einsamen Geschöpf.

Wenn sie mit Gerhard und ihrer Wirtin nach den Pichelsbergen oder nach Schildhorn fuhr, um draußen Kaffe zu tochen, was früher ihre höchste Lust gewesen, und wozu Gerhard schon immer wochenlang im Voraus sparte, dann blühte sie sehnsüchtigen Auges auf die schimmernden Wagen mit gepudgten Menschen und den glänzenden Reitern, die an ihnen vorüberzogen.

„Wissen Sie was, Gerhard,“ pflegte sie dann zuweilen zu sagen: „Ich möchte auch mal was Anderes als über die alten Dächer gucken. Ich möchte das Glück sehen.“

Gerhard sah sie dann wohl mit seinen dunklen Augen vorwurfsvoll an, und sein blaßes Gesicht zuckte schmerzhaft zusammen.

„Sie sind verwegen, Lise,“ pflegte er dann ernst und pedantisch zu sagen. „Ich kenne kein größeres Glück, als bei Ihnen zu sitzen und über die Dächer zu schauen. So hoch, so weit erhaben über all das kleinliche Getriebe der Menschen, so allein mit Ihnen, wenn alle Dächer schimmern. Ach, Lise, es ist ja doch so schön da oben in unserer luftigen Höhe, wo die Gemeinheit der Menschen nicht herandrängt, wo wir frei und glücklich sind, frei wie der Vogel in der Luft.“

Lise hatte wohl dazu gelächelt. „Sie sollten unter die Dächer gehen, Gerhard,“ sagte sie dann leise.

Und später ging Lise in's Geschäft. In der Friedrichstraße, in einem Puzgeschäft, hatte sie eine Stelle als Verkäuferin gefunden. Dreißig Mark Anfangsgehalt! Zum Leben zu wenig und zum Verhungern zu viel.

Aber Lise fand es herrlich in dem bunten Getriebe. Schon allein alle Tage die Friedrichstraße hinunterzugehen, wo das Leben der Großstadt wogte. Das war eine Lust, das erst hieß Leben! Immer seltener klang die Geige über die Dächer, immer seltener ging es zur lustigen Fahrt in den Grunewald und immer seltener kam Lise des Abends pünktlich heim.

Gerhard sah es voll schmerzlicher Wuth. Umsonst grollte und warnte er. Lise lächelte ihn glückselig an.

„Das Leben ist ja so schön,“ jauchzte sie, „und ich bin noch so jung; im Mai werde ich achtzehn Jahre.“

Und der Mai kam, und der Flieder auf dem Sophientischhof blühte. Linden und Rosen hatten schon viele Knospen, da kam Gerhard mal wieder mit der Geige des Abends in Lises Kammerlein.

Lise hatte ihn darum gebeten. Von selber wäre er nicht gekommen. Er grollte mit dem blonden, lebensdürstigen Kinde, das er so gern vor jedem Raubtier behütet hätte, und das, wie er wohl sah, unbarmerzig das Leben zerpflückte.

Der Mond lag auf den Dachfirsten. Die Fenster von Lises Kammer standen weit offen. Unten der Friedhof in schlafender Stille, ferner ein Brausen von Welt und Leben.

Lise war bleich. Das sah Gerhard, trotzdem kein Licht brannte. Sie sah in dem alten Korbstuhl, in dem ihr Vater so oft gesessen, als sie noch ein kleines Kind war.

Das blonde Haupt zurückgelehnt, lächelt sie dem Freunde dankbar zu, als er zum Fenster trat und die Geige hob.

Und bei den leisen, wehmüthigen, abgerissenen Klängen, die er dem Instrument entlockte, da begann sie, wie früher so oft, zu erzählen.

durch diese Liebe über sie gekommen war, das erzählte Lise in leisen, abgebrochenen Lauten. Gerhards Geige klagte. Lise hörte es taum.

Das Auge des Schullehrers hing in grenzenloser Verzweiflung an dem süßen, feinen, jetzt ganz schmalen Gesicht.

„Und nun,“ schloß sie, „ist Alles aus! Verrathen, verlassen, vergessen! Er ist gegangen. Eine Andere nimmt meine Stelle ein. Ich bin fertig.“

Schritt brach das Geigenpiel ab. „Sie werden vergessen, Lise, und überwinden.“

Gerhard Schneider sagte es tonlos. „Ich werde Ihnen helfen, Lise, Ihr treuester Freund!“

„Ich habe schon überwunden,“ lächelte sie ihm geisthaft zu. „Aber nun, lieber Freund, spielen Sie noch einmal — ein letztes Mal!“

„Ich kann nicht,“ wollte er antworten, aber ein Blick in das todtblasse Antlitz zwang ihm den Bogen in die Hand.

Er spielte, wie er noch nie gespielt. Schmerz und Verzweiflung rangen mit dunklen Schicksalsmächten, aber immer sanfter, stiller wurde die Weise. In reinster Harmonie flutheten die Töne hinaus über die stillen Dächer, hernieder zu dem Friedhof, wo Vater und Mutter von Lise schliefen.

In dieser stillen Mondbacht, hoch oben über den Dächern, da wurde ein Künstler, der später durch sein Geigenpiel eine Welt in Entzücken versetzte, geboren.

Ein armes Menschenkind aber, das ihn nicht ertragen konnte, den Kampf des Lebens, das schlief in dem alten Korbstuhl des Vaters die strahlenden Blauaugen für immer.

Und das Mondlicht gliebt und Rosen und Linden erblühen in dieser zaubernacht zwischen den alten Häusern und tragen ihren Duft zu dem blonden Mädchen empor.

Ueber schlummernde Dächer Lächelt das Morgenroth, Und erst, mit gesenkter Sichel, Schreitet durch's Frühlicht — der Tod.

## Die Hausaufgabe.

„Georg!“

„Was gibt es denn, meine Liebe?“ fragte Vater Merkel.

„Möchtest du nicht versuchen,“ sagte die eintretende Gattin, „ob du Ottos Aufgabe so flande bringst? Ich hab' es schon mehrere Male probirt, doch es will mir nicht gelingen.“

Der Hausherr legte die Zeitung aus der Hand und schaffte auf dem Tische Platz. Ein besonderes Vergnügen schien ihm die Sache nicht zu machen. Seine Frau brachte ein an unsauberen Fingerspitzen reiches Lebruch der Arithmetik, ferner ein Heft, in dem die meisten Blätter das zeichnerische Talent des Jungen befanden, und einen schlecht gepudgten Bleistift zum Vorschein. Der kleine Otto folgte seiner Mutter mit einem unersüßlichen Vertrauen in die bewährte Fingigkeit seines Vaters, die räthselhaftesten Dinge rasch aufzulösen.

Das Familienhaupt las zunächst die Aufgabe laut vor: „Wenn ein Löwe eine Kuh in vier Stunden, ein Bär die gleiche Kuh in sechs Stunden aufessen kann, ein Wolf zu derselben Mahlzeit acht, eine Hyäne aber elf Stunden braucht, wieviel Zeit benötigt die Hyäne zur Verpeisung des übrigbleibenden Theiles der Kuh, wenn an dieser vorher der Löwe zwei Stunden, der Bär eine Stunde und dreißig Minuten und der Wolf zwei Stunden gefressen haben?“

„Nun, gar so schwer ist diese Rechnung nicht! Das werden wir gleich haben!“ meinte der Vater. „Aber es ist immerhin eine merkwürdige Aufgabe. Ein Löwe kann eine Kuh doch nicht in vier Stunden aufessen! Eine Kuh bietet dem Löwen Nahrung für eine ganze Woche. Wie kann man nur einen solchen Unfinn den Kindern mittheilen einer Aufgabe lehren! Und dann — ob jemals ein anderes Thier sich an den Löwen herantrauen wird, wenn er beim Speisen ist. Seht ihr denn nicht, was das für eine tomische Aufgabe ist?“

„Es scheint wohl so,“ pflichtete die Gattin bei, „doch es ist ja nur ein Beispiel!“

„Natürlich ist's nur ein Rechenexempel,“ sagte der Hausherr, indem er den Bleistift spitzte und den Graphitstaub von den Fingern blies. „Doch warum gibt man den Kindern nicht Aufgaben, die einen Sinn haben? Als ich in die Schule ging, da hatten wir auszurechnen, wieviel Piegel eine Mauer von bestimmter Größe enthält, was eine Tonne Tabak kostet, wenn der Preis eines Pfundes so und so viel beträgt, und andere praktische Dinge. Wir hatten

aber nie Aufgaben über eine ganze Meinerie kuhfleischfressender Thiere.“

„Ich habe zuerst die Größe der Kuh festzustellen versucht,“ sagte die Mutter, „um einen Begriff zu kriegen, wieviel der Löwe in zwei Stunden fressen könnte; aber ich sehe schon, die Mathematik ist nicht meine starke Seite.“

Die Größe der Kuh hat in diesem Falle gar nichts zu bedeuten,“ entgegnete der Gatte im Bewußtsein seiner höheren Weisheit. „Das ist eine gegebene Größe.“

„In der That!“ sagte sie und bewunderte die Ruhe und Geläufigkeit seiner Sprache. „Aber du wirst doch zugeben, daß nicht alle Kühe von der gleichen Größe sind. Und ein Löwe mag eine kleine Kuh in vier Stunden verpeisen, doch er wird dies nicht zuwege bringen, wenn er eine doppelt so große vor sich hat. Das ist es hauptsächlich, was mir Kopfschmerzen macht.“

„Liebes Kind, die Größe der Kuh spielt in dieser Aufgabe gar keine Rolle,“ wiederholte der Vater energisch und warf dabei einige Ziffern auf das Papier hin. „Es ist doch genau gesagt, daß ein Löwe die Kuh in vier Stunden fressen könne; das steht fest, und der Umfang der Beute macht hier keinen Unterschied, ebensowenig als ihre Farbe. Begreifst du denn das nicht?“

„Ja — und vielleicht war dies der Grund, warum ich die Aufgabe nicht lösen konnte,“ meinte sie nachdenklich. „Wenn du eine kleine Minute Zeit hast,“ sagte der Gatte seine Belehrung fort, „will ich dir die Sache erklären. Also, da ist eine Kuh — er legt dabei den Bleistift auf den Tisch, während Otto mit Interesse zuhörte und erwartete, der Ernst seines Vaters werde den Bleistift wirklich in eine Kuh verwandeln — und hier ist ein Löwe.“ Ein Papiermesser sollte den König der Thiere zerhacken. „Nun, wenn der Löwe die Kuh in vier Stunden aufessen kann — er zeigte bei diesen Worten auf das Papiermesser und auf den Bleistift — wird er in zwei Stunden einen bestimmten Theil dieser Beute verschlingen. Das verstehst du doch? Nun siehst du auch ein, daß die Größe der Kuh ganz gleichgültig ist — nicht wahr?“

„Ich glaube, jetzt fange ich an, die Sache zu verstehen,“ antwortete die Frau.

„So, nun gehen wir an die Arbeit!“ sagte er, von den Schwierigkeiten des Problems sichtlich erwärmt. „Zuerst wollen wir schätz anstreichen und mit vier multiplizieren.“

„Warum willst du schätz viermal nehmen?“ fragte sie. „Davon steht doch gar nichts in der Aufgabe!“

„Wir müssen doch die ganze Geschwindigkeit auf Minuten reduciren, um die Grundlage der Rechnung zu erhalten!“

„Wie bringst du aber denn eine Kuh auf Minuten?“ rief Otto verwundert aus, da er in dem Plane des Vaters einen Fehler entdeckte zu haben glaubte.

„Otto,“ tadelte der Vater streng, „du würdest besser thun, ruhig zu sein und zuzuhören! Oder du wirst zu Bett gehen und dann morgen möglicherweise eine Strafe für das Nichtkönnen deiner Aufgabe kriegen!“

„Nun,“ sagte er ruhiger fort, „wenn wir die vier Stunden in Minuten verwandeln, erhalten wir 240, die wir als Basis unserer Rechnung niederschreiben. Da der Löwe die Kuh in 240 Minuten verpeisen kann, wird er in zwei Stunden oder 120 Minuten genau die Hälfte davon fressen, was wir gleichfalls niederschreiben müssen. Und jetzt kommen wir zu dem Bären.“

„Aber unser Lehrer hat es im Kopfe ausgerechnet,“ bemerkte Otto heftig, „und er hat keine Minuten genommen!“

„Das ist ganz nebensächlich, wie's dein Lehrer gerechnet hat!“ erwiderte der Vater majestätisch. „Die richtige Art der Lösung dieses Exempels ist, der Sache auf den Grund zu gehen, und das ist nur mit Minuten möglich. Die Lehrer sind zwar sehr geschickt, doch alles wissen sie auch nicht. — Nun, wir sind also beim Bären stehen geblieben, welcher die Kuh in sechs Stunden aufessen kann; daraus erhalten wir 360 Minuten. Nachdem der Löwe die Hälfte der Kuh verschlungen, bleibt die andere dem Bären übrig. Der Bär frisst eine Stunde und dreißig Minuten, das macht zusammen 90 Minuten. Um die ihm bleibende Hälfte aufzuzehren, würde er 180 Minuten brauchen; wir schreiben daher 180 an. Und nun zu dem Wolf!“

„Was bedeuten diese 180?“ fragte die Mutter. „Ich verstehe nicht, wie die uns helfen sollen!“

„Halte dich nicht bei Einzelheiten auf,“ meinte der Gatte, „sondern warte bis zum Schlussergebnis. Warte — wo sind wir denn stehen geblieben? Richtig, wir waren eben daran, die

Leistung des Wolfes festzustellen. Gut. Der Wolf kann also die Kuh in acht Stunden verpeisen, das sind 480 Minuten. Er beginnt den Schmaus, sobald der Bär damit aufgehört hat, und frisst zwei Stunden oder 120 Minuten. Daher schreiben wir 120/480 und gehen zur Hyäne über.“

„Jetzt mußt du aber doch schon wissen, wieviel der Hyäne von der Kuh bleibt — nicht wahr?“ fragte die von den Brüchen verwirrte Gattin.

„Du hast immer eine zu große Eile, ausgenommen den Fall, wenn du dich für einen Spaziergang ankleidest!“ bemerkte der Gatte factatisch.

„Diesen Vorwurf könnte man mir nur bezüglich meiner Verheirathung machen!“ entgegnete die Frau schlagfertig.

Der Vater, über dessen Stirne ein Schatten flog, lenkte ein, er wollte das Geplänkel vor dem Jungen nicht fortsetzen und fuhr in der Ausarbeitung der Aufgabe fort: „Wo waren wir denn zuletzt? Richtig, bei der Hyäne. Nun, sie ist imstande, die Kuh in elf Stunden zu fressen; das sind 660 Minuten. Sie frisst thatsächlich —“

„Aber für die Hyäne ist doch gar keine Freizeit angebehalten!“ warf die Frau ein. „Die Frage lautet vielmehr: Wieviel Zeit braucht die Hyäne zur Verpeisung des Theiles, den die anderen Bestien übrig gelassen haben? Ich mußte im voraus, daß deine Brüchigkeit keinen Zweck haben können.“

„Unser Lehrer hat überhaupt nicht mit Minuten gerechnet,“ sprang Otto seiner Mutter bei. „Er sagte, es sei bloß eine Kopfrechnung. Probir es einmal mit dem Kopfe!“

„Wie ich eine Sache einmal angefangen habe,“ sagte der Vater mit einiger Wärme, „so will ich sie auch zu Ende führen. Und falls dies euch nicht paßt, dann könnt ihr es ja selber machen! Wir bereiten hierbei Aufgaben wahlrechtlich kein Vergnügen. Zudem habe ich eine anstrengende Tagesarbeit hinter mir und bin sehr müde. Dessenungeachtet will ich euch gerne den Gesellen thun, aber ihr dürft mir nicht immer dazwischen reden. Ich brauche eure Rathschläge nicht. — Nun müssen wir zu dem Bären zurück.“ Er verfolgte hierauf die Ziffern, kam aber dabei nicht so weit, als er wollte. „Ich habe doch alles aufgeschrieben und kann es nun nicht finden. — Otto, hast du nicht den Zettel weggenommen, auf dem ich die Leistungen des Bären aufgeschrieben habe?“

„Ich glaube, du hast das gar nicht aufgeschrieben,“ bemerkte seine Frau sanft.

„Aber ganz gewiß hab ich's gethan!“ erklärte der Gatte heftig. „Und ganz genau noch — in Brüchen — was der Bär leistete, nachdem der Löwe fertig war.“

„Ich hab den Zettel nicht gesehen,“ versicherte der Junge. „Uebrigens war es gar nicht so gerechnet, wie unser Lehrer es machte. Der Lehrer —“

„Mara, wenn du deinen weisen Sprößling zu Bette bringen würdest, könnten wir wahrscheinlich eher zum Ziele kommen.“ ließ sich die strenge Stimme des Vaters vernehmen. „Ich kann bei einem solchen Geschwätz diese Aufgabe nicht lösen. — Otto, du gehst augenblicklich zu Bett! Bis morgen früh werde ich die Rechnung längst fertig haben und sie dir noch vor der Schule erklären. Es ist höchste Zeit für dich zum Schlafengehen — es ist neun Uhr.“

Otto machte sich, von seiner Mutter gefolgt, auf den Weg. Doch ehe er die Thüre schloß, meinte er noch einmal: „Der Lehrer hat's ganz anders gerechnet.“

„Ich würde an deiner Stelle die Sache geben lassen,“ sagte die Frau bei ihrem Wiedererschleimen. „Du bist müde, und es muß doch nicht sein. Nimm lieber deine Zeitung wieder zur Hand.“

„Aber ich bin im Nu damit fertig, sobald ich nur die Ziffern des Bären gefunden habe. Wir brauchen jetzt nur noch auszurechnen, wieviel nach dem Fressen der einzelnen Bestien übrig bleibt, bis die Hyäne an die Reihe kommt, und haben dann diesen Rest durch elf zu dividiren.“

„Aber plage dich doch nicht weiter!“ warf die Gattin ein. „Was liegt denn an der dummen Aufgabe?“

„Ich muß ans Ende kommen, und wenn ich die ganze Nacht daran arbeiten sollte!“ erklärte er entschlossen.

Und er schrieb wieder Ziffern nieder — Brüchigkeit und Gleichungen, Divisionen und Subtraktionen. Schließlich nahm er sogar zur Logarithmentafel seine Zuflucht.

„Fast du endlich den Rest gefunden?“ fragte die Gattin schlüchtern nach Ablauf einiger Zeit. „Es ist schon elf Uhr, Georg — laß uns doch jetzt schlafen gehen!“

„Du kannst ja gehen, wenn du willst,“ sagte er brummig, „ich gehe erst, bis diese elende Kuh bis auf das letzte Schwanzhaar aufgefressen ist. Ich werde doch schließlich diese vier elenden Bestien meistern. Das wäre denn doch zu dumm!“

Die Hausfrau zog sich zurück. Eine Stunde nach Mitternacht wachte sie auf und sah ihren Mann auf der Kante seines Bettes sitzen.

„Nun hast du die Aufgabe gelöst, Georg?“ fragte sie.

„Gewiß, mein Kind,“ antwortete er und zog dabei seinen Rock aus. „Sobald der unnöthige Lärm aufgehört hatte und absolute Stille herrschte, war ich mir klar. Wenn einmal ein Löwe an einer Kuh frisst, wird er doch weder einen Bären, einen Wolf oder gar eine Hyäne heranlassen! Das ist eben wieder eines der dummen Exempel, mit denen man die Kinder zum besten hält und alle Welt verückt macht!“

„Ja, sie geben ihnen viel zu schwere Aufgaben — ich hab es ja immer gesagt,“ betrauerte die mitfühlende Mutter die Worte ihres aufopfernden Gatten. —

Otto aber bekam am nächsten Morgen in der Schule zwei Stunden Arrest. Und als er laut aufbeulend rief: „Die Aufgabe ist viel zu schwer, mein Vater hat die ganze Nacht daran gerechnet!“ wurde er auch noch von der ganzen Klasse, der Lehrer an der Spitze, ausgelacht. \*

## Das Nadelgeld einer eleganten Frau.

Mit der Frage: „Wieviel Nadelgeld braucht eine elegante Frau?“ hatte sich vor einigen Tagen ein Londoner Richter zu beschäftigen. Die Klage eines bekannten Buggelchäftes gab den Anlaß dazu. Diese Firma verlangte von einem gewissen Herrn Gustav Mayer die Bezahlung einer Rechnung von 51 Pfund Sterling — etwa 250 Dollars — für Hüte, die sie seiner Frau geliefert hatte, einer „Gräfin v. Sponed“, wie die Londoner Wälder sagen. Wobei bemerkt sein mag, daß es sich augenscheinlich um die frühere Frau eines Grafen v. Sponed handelt. Wie dem auch sei, Mr. Gustav Mayer mußte augenscheinlich die Ehre, der Gatte einer Gräfin zu sein, nicht nach Gebühr zu würdigen, denn er weigerte sich energisch, die Gutrechnung zu bezahlen, indem er erklärte, er komme für die Verbindlichkeiten seiner Frau nur in dem Umfange des ihr ausgesetzten Nadelgeldes auf.

Mrs. Mayer erwiderte, dieses Nadelgeld sei lächerlich niedrig und nicht entfernt ausreichend für die berechtigten Ansprüche einer Dame, die einigermaßen auf gute Kleidung bedacht sei. Und als der Richter sich nun nach der Höhe dieses lächerlich niedrigen Nadelgeldes erkundigte, gab sie es auf — 8,000 Dollars an. Man wird dem Richter nur beipflichten können, wenn er die Firma mit ihrem Klageanspruch abmies, Herrn Mayer recht gab und seiner Gattin im Urtheilspruches hündig auseinandersetzte, daß 8,000 Dollars zum mindesten genügend für die „dringendsten Toilettenbedürfnisse“ einer Frau ihres Standes seien.

„Ärztliche Statistik.“

Nach dem „Medical Record“ gibt es gegenwärtig 228,234 diplomirte Aerzte in der Welt. Von diesen kommen auf Europa allein 162,334, die sich folgendermaßen vertheilen: England 34,967; Deutschland 22,518; Rußland 21,489; Frankreich 20,348; Italien 18,345. Die für Deutschland angegebene Zahl ist allerdings nicht richtig. Nach dem medizinischen Jahrbuch gibt es 31,416 deutsche Aerzte, von denen 19,000 allein auf Preußen kommen. In den großen deutschen Städten kommen zwei bis drei Aerzte auf 1000 Einwohner, in Berlin 1 1/4 auf 1000. Unter den deutschen Aerzten sind etwa der fünfte Theil Spezialisten.

„Geld- und Fürstenmacht.“

Ein amerikanischer Millionär, der in einem Hotel zu Hamburg logirte, gab dem Oberkellner hundert Mark dafür, daß er ihn beim Diner in die Nähe eines dort anwesenden Herzogs platzierte. Nächsten Tag sah er den Herzog am entgegengesetzten Ende der Tafel Platz nehmen. „Wie?“ fragte der enttäuschte Millionär den „Ober“, „habe ich Ihnen nicht hundert Mark gegeben, damit Sie mir in des Herzogs nächster Nähe Platz reserviren?“

„Gewiß, mein Herr,“ entzückte die „Ober“ sich, „aber der Herzog hat mir zweihundert Mark dafür gegeben, daß ich Sie ihm soweit als möglich vom Leibe halte. Also —“